

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge.

Dritter Jahrgang.

No. 7.

Donnerstag, am 10. Februar

1853.

Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Criminalisten.

Von

Ernst Friese.

Zwei Frauen.

Der December zeigte vor drei Jahren ein so ernsthaft winterliches Gesicht, daß den Leuten ganz bange wurde. Die Nächte waren bitterlich kalt, und die Arbeiter, welche mit dem Aufgange der Sonne an ihr Geschäft zu gehen gezwungen waren, zogen die ärmlichen Röcke so eng wie möglich um sich zusammen. Wer einen Sürtout aufzuweisen hatte, der hüllte sich mit doppelter Behaglichkeit hinein, klappte den Kragen stolz in die Höhe, daß er die Ohren und die Wangen schützte und steckte die Hände kunstgerecht in die weiten Seitentaschen. Alte, längst abgelegte Mäntel kamen wieder zu Ehren bei diesem unerwartet frühen Winter, und die Trödler suchten aus allen Winkeln die Karbonari von 1830, ja selbst noch die weit ältern Roquelautes von 1820 hervor, um beim Beginn der Wintersnots ihr Geschäftchen damit zu machen. Beiläufig sei hier aber gesagt, daß sich die Leute allzusammen ohne Noth ängstigten, denn mit dem Eintitte des

neuen Jahres war auch so ziemlich die Kälte verschwunden und kam nicht gar zu arg wieder.

Zwei Männer — der eine alt, aber kräftig, der Andere jung und beweglich, waren an einem der sehr kalten Decembertage, wo der Reif die höheren Gegenstände mit einer dicken Kruste überglaziert hatte, im Begriff, eine der kurzen abschüssigen Straßen Magdeburgs, die zum niedern Stadtheile führen, hinabzutrollen. Die Kälte machte sie sink, und der Jaglochsberg war ganz geeignet, den kleinen Galopp der Männer zu rechtfertigen. Sie waren beide so glücklich, ihre Ohren hinter dem aufgestützten Kragen eines Sürtouts verstecken zu können und fanden dies, dem Ostwinde entgegen, der ihnen scharf über der Elbe zuwehte, ganz außerordentlich praktisch.

Ein anderer Mann kam ihnen bergan, also langsamer, entgegen. Dieser hatte sich in einen weiten abgetragenen Soldatenmantel eingewickelt, hatte eine alte Fuchspelzmütze auf, und diese so tief über das Gesicht gezogen, daß eben nichts als ein kleiner Streifen von den Augen sichtbar war.

„Guten Morgen, Mölner!“ rief der jüngere Arbeiter ihm zu. Der Gruß wurde so dumpf

erwoldert, wie er aus einer Barrikade von Pelz und Tuch hervordringen kann, und die Männer eilten an einander vorüber. Erst nach einer Weile sagte der jüngere Mann scherzend: — „Der kommt von der Arbeit und wir gehen zur Arbeit — er ist Bäcker in der Garnisonbäckerei.“

Der Alte wurde aufmerksam und wendete sich ganz zu seinem Gefährten heran. — „Was, Gevatter Linneke — das könnte am Ende ein alter Bekannter von mir sein — Bäcker Möllner? Aber wo sollte der hierher kommen? Ist er denn aus Quersfurt?“

„Ja wohl, — ja wohl! Richtig aus Quersfurt ist er. Aber er ist eine Zeitlang in Bernburg gewesen und da habe ich ihn kennen lernen. Ihr kennt ihn also?“

„Wie sollte ich nicht, Linneke! Ich werde doch meinen Schwiegersohn kennen?“

„Schwiegersohn? fragte Linneke heiter. Wie denn so Schwiegersohn? Davon müßte ich doch auch etwas wissen.“

„Wenn es der Bäcker Möllner aus Quersfurt ist, so hat er meine Tochter zur Frau, so wahr ich Wassermann heiße!“ rief der Alte eifrig.

„Alterchen, verschwören Sie Ihren Namen nicht,“ sagte Linneke lustig. „Der Bäcker Möllner hat meine Schwester zur Frau und Sie sind doch mein Vater in Ihrem Leben noch nicht gewesen.“

„Na — dann ist's der rechte Möllner nicht — vielleicht sein Bruder,“ meinte der alte Wassermann sich selbst beschwichtigend, aber sein Blick hätte es dem jungen Gefährten verrathen können, daß seltsame Gedanken in ihm erwacht waren, die von einem eigennütigen Gefühle gehoben und bis zu einem gewissen Plane ausgebildet wurden. „Wo wohnt denn dieser Möllner?“ fragte er noch beiläufig, denn als er dies erfahren hatte, ließ er das Gespräch über ihn gänzlich fallen.

Beide Männer waren Kupferschmide, die in einer sehr großen Fabrik beschäftigt wurden. Es traf sich unglücklicherweise, daß der junge Linneke an diesem Tage erheblich verletzt und von der Fabrik aus sogleich auf längere Zeit in's städtische Krankenhaus gebracht wurde. Dadurch kam es, daß Möllner durchaus nichts von diesem kleinen Vorfalle erfuhr, und daß sich dies unerhebliche Begegnen in der Morgendämmerung zu einer

drohenden Gefahr entwickeln konnte, bevor dem wackern Bäcker nur eine Ahnung davon kam.

Zwei Tage nachher — es war Sonntag, dieser stille Freudentag wirklich arbeitsthätiger Menschen, — ging der Bäcker Möllner im hübschen reinlichen Sonntagsstaate gleich nach dem Mittagbrode fort aus seinem Hause, um in der Domkirche dem Nachmittagsgottesdienste beizuwohnen. Sein kleiner zweijähriger Sohn, ein allerliebstes und possierliches Kind, rief in seiner lauderswälschen Sprache ihm nach, er solle ihm etwas mitbringen, — hing sich dabei an den Rock des Vaters und schien nicht übel Lust zu haben, mitzuschlendern. Eine kleine Strecke ließ sich der Vater das gefallen, dann aber hielt er es der Sicherheit für angemessen, den kleinen Burschen zurückzuschicken. Der Junge wagte schelmisch Widerstand und veranlaßte dadurch seine Mutter, welche mit freudeglänzendem Gesichte in der Hausthür stand, ihm nachzukommen, um ihn zurückzuholen. Mit gewohnter, mütterlicher List sprach sie allerlei zu dem Knaben, um einer üblen Laune mit obligatem Geschrei vorzubeugen, und hob ihn zuletzt auf den Arm, um dem Vater einen Adieukuß zu verabreichen. Ihre List gelang, der Knabe wurde von seinem Eigenwillen abgezogen und küßte mit kindlicher Innigkeit des Vaters bärtigen Mund. — Es war eine liebliche, einfache Gruppe, dieser ernsthafteste, sehr pflegmatisch darein schauende Vater — dieses zarte, blonde, lachende Kind, und dies nette freundliche Weibchen, welches ihrer Gestalt nach dem kleinen Knaben bald ein Geschwister zugesellen mußte.

Ein ältlicher Mann, der die Straße hinaufschritt, mußte dies auch wohl finden, denn er beeilte sich, die Leuten zu erreichen, ehe sie sich trennten. Aber es glückte ihm nicht. — Die Frau war schon in der Hausthür verschwunden und den Bäcker konnte er mit aller Anstrengung erst einholen, als er nach dem Breitenwege hinaustrat.

„Was Wetter“ — sprach er da ganz athemlos — „habe ich mich wirklich nicht geirrt, Möllner, Du bist es wahrhaftig. Wie geht es Dir denn?“

Möllner sahe einen Moment zweifelnd in das Gesicht des Alten, der ihn mit fast hämischer Freude betrachtete, und sagte dann mit unveränder-

tem Pflagma: — „tausend, Wassermann, bist Du denn in Magdeburg?“

„Versteht sich — schon ziemlich lange und habe Dich noch nie erblickt!“

„Das ist leicht möglich, da ich schlafe, wenn Du wachst, und Du wahrscheinlich schläfst, wenn ich wache. Mit der Gelegenheit hätten wir ein Jahrhundert lang in einer Stadt leben können, ohne uns zu sehen.“

„Es war auch nur Zufall, und hätte Linneke mir nicht gesagt, daß Du's wärest, so hätte ich Dich neulich Morgens auch nicht erkannt.“

„Ach, Du warst es, der mit dem armen Jungen ging — ja der liegt jämmerlich krank darnieder und hat viel Schmerzen zu leiden. Ich will nachher einmal zu ihm gehen.“

„Ist denn das aber wahr, daß Linneke Dein Schwager ist?“ fragte mit allen Zeichen dringlicher Neugier der alte Wassermann.

„Ja wohl“ — antwortete Möllner ganz ruhig.

„Menschenkind — Du hast also nochmal geheirathet?“

„Ja wohl.“ — sagte Möllner eben so ruhig.

„Aber plagt Dich denn der Böse — so viel ich weiß, bist Du ja nicht von meiner Tochter geschieden?“ rief Wassermann und sah ihn scharf von der Seite an.

„Das ist auch nicht nöthig — Deine Tochter ist ja todt!“ entgegnete ein ganz klein wenig verwundert der Bäcker.

„Todt! — I, wer sagt denn das? Vor sieben Monaten lebte sie noch frisch und gesund“ —

„So,“ meinte Möllner nachdenklich. „Mir hat Jemand vor drei Jahren erzählt, Friederike sei in Berlin an der Cholera gestorben“ —

„Und da hast Du frisch weg wieder geheirathet.“ —

„Nun, Deine Tochter hatte mich lange genug davon abgehalten, ein glücklicher Mensch zu werden“ —

„Davon wird sie Dich jetzt auch noch abhalten“ — warf der Alte höhnisch dazwischen, „wenn Du sonst mir nicht den Mund stopfst.“ — Er machte die Geberde des Geldzählens.

Möllner sah ihn sehr verwundert an. —

„Wozu denn das? Ist denn nicht Deine Tochter gleich im ersten Monate unserer unglücklichen Ehe heimlich davongelaufen und hat sich seit sieben

Jahren noch nicht mal darum bekümmert, ob ich lebe oder nicht?“

„Ja, das ist Alles wahr, mein Freundchen, aber heirathen durdest Du doch nicht, ehe Du nicht geschieden warst. In Preußen sind zwei Frauen nicht erlaubt, und Du wirst brummen müssen.“

„I das wäre,“ meinte Möllner ganz ruhig. „Man hatte mir gesagt: sie sei todt.“ —

„Ja, sie lebt aber noch! Hat denn der Pastor keinen Todtenschein Deiner ersten Frau verlangt?“

„Nein. — Der wußte nicht, daß ich schon verheirathet gewesen war.“

„Und Du hast es ihm nicht gesagt?“ fragte Wassermann mit sichtlicher Freude, denn dadurch lieferte sich der arme Mann gänzlich in seine Hände.

„Bewahre Gott! Wozu denn? Friederike war todt und ihr Leben und ihr Betragen gegen mich, hatte mir Schande genug gemacht, daß ich gern schwieg.“

„Auch Deine Frau weiß nichts von meiner Tochter?“ forschte der Alte.

„O ja, jetzt weiß sie es, daß ich schon eine Frau gehabt habe, aber natürlich denkt sie auch, daß sie todt ist. Sie wird sehr erschrecken, wenn sie es erfährt, daß sie lebt. Ich werde mich hüten und es ihr jetzt sagen.“

„So,“ sagte der Alte lauernd — „sie erwartet ihre Niederkunft?“

„Täglich,“ antwortete Möllner.

„Wohin willst Du denn eigentlich gehen?“ fragte er plötzlich stehen bleibend.

„In die Domkirche,“ entgegnete Möllner mit ungestörter Gemüthsruhe. —

„Höre, Möllner — gerade aus führt am nächsten zum Ziele. — Ich habe es in der Hand, Dich zum unglücklichsten Mann auf der Welt zu machen“ —

„Du?“ fragte Möllner ungläubig dazwischen.

„Ja, ich!“ eiferte der Alte. „Wenn ich zum Criminal gehe und anzeige, daß Du geheirathet hast, ohne feststellen zu lassen, ob Deine erste Frau lebendig, oder todt ist — daß Du dem Predicant Deine erste Ehe verheimlicht hast, um nicht die Todtenscheine anschaffen zu müssen“ —

„Ist mir gar nicht einfallen, deshalb meine erste Ehe zu verheimlichen.“ —

„Schadet nichts, ich sage es und man glaubt es, verlaß Dich darauf! Also wenn ich das thue, so bist Du ein verlornen Mensch, mußt sitzen, wirst zum Zuchthaus verurtheilt — ich weiß das — und wirst am Ende von Deiner jetzigen Frau ohne Gnade und Barmherzigkeit geschieden, weil Deine erste Frau noch lebt und nähere Rechte hat!“

„Was? — schrie Möllner wirklich erschrocken. „Was von Gustchen geschieden — Friederikens wegen, die — die“ —

„Na — ereifere Dich nicht,“ unterbrach ihn spöttisch der Alte. „Nein, ich irrte mich, nicht mal geschieden, sondern Deine jetzige Ehe wird als null und nichtig angesehen, und Dein Söhnchen als ein Bankert erklärt!“ —

Möllner wurde todtensblaß, seine Lippen zitterten — er fühlte sich in diesem Augenblicke in seinen heiligsten Gefühlen verletzt und erkannte erst jetzt, wie unaussprechlich theuer ihm sein Kind sei. Seine Fassung kehrte aber sogleich wieder, als der alte Wassermann voreilig, denn er glaubte seine angewendeten Mittel wirksam genug — anbot: — „gieb mir dreihundert Thaler — so schweige ich und verrathe nicht durch einen Blick, daß ich Dich jemals gekannt habe.“ —

„Dreihundert Thaler,“ rief Möllner entsetzt — wo sollte ich die hernehmen!“

„Wo Du willst,“ antwortete der Alte kaltfinnig, „aber haben muß ich sie noch in dieser Woche, sonst melde ich Dein Verbrechen, das merke Dir. — Nun geh' in Gottes Namen in die Kirche und überdenke die Sache. Adieu!“

„Mach' was Du willst,“ rief Möllner ihm mit schmerzestrickter Stimme nach — „aber dreihundert Thaler kann ich Dir nicht schaffen!“ —

Der Alte ging trotzig fort und Möllner dachte über diese Geschichte nach. Es kam ihm vor, als sei seine Schuld nicht so groß. Was sollte man ihm thun? Wofür sollte man ihn so hart strafen? Es war eine Lüge von Wassermann — er hatte immer Neigung zu Schwindeleien gezeigt. — Höchstens mußte er sich nachträglich von seiner ersten Frau scheiden lassen, aber wenn das auch Geld kosten würde, so konnte es doch nimmermehr so viel sein, wie der alte Schwiegervater erschwindeln wollte. Er beschloß die Sache ruhig abzuwarten. Leute seines Schlages denken selten über Recht und

Gesetz nach, und noch weniger erkundigen sie sich nach Pflichten, von denen ihnen dunkel vorschwebt, daß sie Kosten verursachen könnten. Er hatte bei seiner Verheirathung mit der jetzigen guten und sanften Frau wohl an den Todtenschein der ersten Frau gedacht, allein theilweis der Kosten wegen, theilweis des Aufschubs wegen vermieden, dem Pastor seine erste Verheirathung zu offenbaren. Hätte dieser gefragt, so würde die unglückliche Katastrophe jetzt vermieden sein, aber der Pastor dachte nicht daran, diese Frage zu thun und darnach hielt Möllner jede Erörterung darüber für gänzlich überflüssig. Zur Kirche mochte Möllner nun nicht mehr gehen, seine Andacht war zerstört und die Zerstreuung seiner Gedanken kam ihm sündhaft vor. Er kehrte um und ging zu seinem Schwager, der noch immer gefährlich an seinen Verletzungen darnieder lag. Ihm wollte er das Herz auch nicht schwer machen, deshalb schwieg er über die Geschichte.

Als er endlich, nach einer Stunde zu Hause kam, da fand er sein Weib in Angst und Thränen. Wassermann war bei ihr gewesen, hatte ihr so zu sagen, die Hölle heiß gemacht, um sie zu veranlassen, ihrem Manne zuzureden, daß er doch lieber das Geld schaffen möge — und ehe der Montag vorüber war, da hatte die arme Frau ein Kind geboren, das mit seinen kleinen Bedürfnissen und mit seinen Geschrei die schweren Sorgen, welche das sonst so glückliche Ehepaar jetzt bedrückte, auch nicht minderte.

Darin war Möllner mit seiner Frau einig, daß sie sich unter keinen Umständen zu einer Geldzahlung verstehen wollten, weil sie dadurch in die größte Noth und immerhin in die Klauen eines Nimmerlatten gerathen würden. Aber sie waren beide rathlos, was sie sonst zur Lösung der obwaltenden Verhältnisse thun sollten. Bald beschloß der Mann zu einem Rechtsverständigen zu gehen — bald hofften sie, daß es so schlimm nicht ausfallen würde — bald wollte der Mann den Prediger zu Rathe ziehen — bald trösteten sie sich gegenseitig, daß die Sache schon einschlafen würde. Sie hatten beide dem böswilligen alten Mann erklärt, daß er nichts zu hoffen habe — darüber waren schon fünf Tage verflossen und noch war kein Unglück hereingebrochen. Aber es kam über Nacht. Während Möllner noch in seinem Arbeitslokale beschäftigt

war, wurde seiner Hauswirthin eine Vorladung für ihn präsentiert, die ihn zur Mittagsstunde auf's Criminalgericht beschied. Er ging ruhig und zuversichtlich hin. Er hatte nie etwas Böses zu thun beabsichtigt und ahnete von der Härte des Gesetzes für dergleichen Fälle nicht das geringste. Er hätte sicherlich noch jetzt gelacht, wenn es Jemand eingefallen wäre, seine Nachlässigkeit zu einem Verbrechen umzustempeln. Die letzten Worte der guten, alten Hauswirthin tönten zwar einen Augenblick etwas bedrängend in seiner Seele wieder, dann aber verslog der Schatten wie ein Hauch vor dem Winde. — „Gede Gott, lieber Möllner,“ hatte die gute Alte gesagt, „daß Sie nicht eingesteckt werden — dann wollen wir diese ganze Vorladung der Wöchnerin zu verheimlichen suchen — ich habe bis jetzt gar nichts davon gesagt!“ —

„Also es sollte möglich sein, daß man ihn einstecke? Thörichte Einbildung einer alten Frau!“

„Sagen Sie meiner Frau durchaus nichts von der ganzen Vorladung vor's Gericht,“ erwiderte Möllner kaltblütig lächelnd. Sollte sie während meiner Abwesenheit aufwachen und nach mir fragen, so schützen Sie nur einen Geschäftsweg vor. Ich werde bald wieder hier sein.“ —

Möllner hatte zu viel versprochen. Es war eine Trennung auf Jahre, die er mit diesem harmlosen Abschiede begann.

Mit der Zuversicht eines guten Gewissens trat er in das Gerichtszimmer ein und gestand sogleich alle die Anklagepunkte zu, worauf der alte intrigante Wassermann seine Denunciation gebaut hatte. Er hoffte durch diese Aufrichtigkeit seine Sache mit einem Schlage zu beenden und bewirkte gerade dadurch, daß man ihn, der Bigamie schuldig, in Haft zu behalten für nöthig fand. Es verbesserte seine Lage gar nicht, daß er heilig und theuer beschwor: in dem festen Glauben an dem Tod der Wassermannschen Tochter seine zweite Ehe eingegangen zu sein, denn man erinnerte ihn daran, daß in diesem Falle die Herbeischaffung eines Todtenscheines doch unumgänglich notwendig geworden wäre. Man rechnete es ihm schwer an, diese frühere Verheirathung dem Prediger verheimlicht zu haben und folgerte daraus, daß er nicht fest an den Tod seiner Frau geglaubt habe. Seine Verheirathungen: theils aus Aerger und Scham über diese erste,

gänzlich mißglückte Ehe, theils aus Sparsamkeit unterlassen zu haben, milderten zwar seine Schuld in den Augen des Richters, allein nicht dem Gesetze gegenüber, das sich gegen solche Verstöße streng ausspricht und aussprechen muß. —

(Schluß folgt.)

Ein Schloß am Meer. *)

Latour de Farges — so heißt ein altes Schloß, das sich auf einem der letzten südlichen Ausläufer der Cevennen bescheiden, doch romantisch schön erhebt. Wie ein Posten von der ungeheuren Festungsmauer des Cevennengebirges blickt es klug und muthig weit hinaus über die Ebene Niederlanguedoc's bis an's Meer. Hundert Schritte gegen Süden und man befindet sich an der Eisenbahn und in der Ebene. Einst war das Schloß, der Thurm der Seigneurs de Farges, von Ringmauern, Thürmen und Wallgräben umgeben; die Gräben sind heute gefüllt und von Vernis de Japon bepflanzt, die Wälle sind gänzlich gefallen oder haben sich zu friedlichen Gartenmauern erniedrigt und verdünnt. Nur ein kleines Stück ist in seiner ganzen Höhe mit der Gallerie und der hinaufführenden Treppe stehen geblieben. Die drei Thürme aber ragen in ganzer Größe empor und suchen noch heute eine feudale Grimasse zu machen; der eine breit und schön überkuppelt, die andern von Zinnen und Bäden gekrönt. Aber trotz ihrer feudalen Maske haben auch sie sich friedlichem Gesäfte und friedlichen Einwohnern gewidmet. Der eine, ehemals ein Gefängniß oder eine Folterkammer, — denn die Herren de Farges hatten eigene Gerichtsbarkeit, — ist ein Taubenhauß geworden; in dem andern verleben Kaninchen ein sebatitisches Dasein; nur der dritte ist als Gefängniß eines Goldadlers aus den aufrührerischen Cevennenbergen seinem ursprünglichen Charakter treu geblieben. Anstatt des Wächters auf der Linne sitzt ein stolzer Pfau auf der gewaltigen Akazie am Thorthurme und warnt seine junge Brut und die ganze Basse-cour mit trompetendem Rufe, wenn sich in den Lüften ein Geier der

*) Aus Moriz Hartmanns „Tagebuch aus Languedoc und Provence.“

Berge wiegt, blickt aber ruhig herab, wenn der zahme Falke über seine Kinder hinfliegt.

Auf der von den Thürmen flankirten Terrasse wachsen junge Pinien und andere südliche Bäume auf; in den Winkeln hocken gewaltige Aloen. Ihre Blätter tragen zahllose Inschriften und sind ein Stammbuch des Schlosses geworden. Da ist mancher bekannte Name zu lesen. Den Taubenthurm umschlingt liebend ein Rosenbaum, der den berühmten, von Ludwig dem Frommen gepflanzten Hildesheimer an Größe und Blüten weit übertrifft. Er bildet einen heiteren Kontrast gegen die Cypressen, die auf ihn ihre melancholischen Schatten werfen. Aber was südliche Vegetation vermöge, zeigt erst die Anglaise, ein schattiger Garten, der sich an die Terrasse schließt und gegen Osten auf Lunel Viel und die weingefegneten Ebenen von Lunel blickt. Der Rosen- und der Dichterlorbeer, die purpurbühende Granate, die Cypresse und Pinie, die Stachelbeere, der rothe Judasbaum, der wuchernde Vernis de Japon stehen in dichten, engzusammengedrängten Gruppen da und weben kühle Dämmerng für die Stunden der Siesta. In ihren Zweigen singen hundert Nachtigallen Tag und Nacht. Sie haben Zuhörer genug; denn an der Gartenmauer wiegen unzählige, vielbesungene provenzalische Rosen ihre goldenen, weißen, rothen, braunen Kronen. — In solcher Umgebung erhebt sich das eigentliche Schloß, ein unregelmäßiges, altes Gebäude, mit tiefen Fenstern, dem das platte Dach wie ein alter zu weit gewordener Hut tief in die Stirne bis auf die Augen fällt. Es würde ein mürrisches Gesicht machen, wenn die heitere Sonne des Südens, die es vergoldet, das erlaubte; wenn der Gesang der Nachtigallen, die es umtönen, seine Düstereit nicht in liebliche Melancholie verwandelten. Dann fühlt man sich so wohlthunlich in seinen Kreuz- und Quergängen, in seinen breiten gewölbten Sälen, in seinen gepflasterten kühlen Stuben, in deren Fenster der Feigenbaum oder der Ephau wie zum Gruße seine grüne Hand hineingestreckt. Als wollte die Natur das liebe Nest vor den Füssen des Nordwindes schützen, zieht sie von unten herauf einen aus Ephau und hundert andern Schlingpflanzen gewebenen Teppich über die Mauern bis auf das Dach. In wenigen Jahren wird das ganze alte Gemäuer einem grünen Nachtigalleneste

ähnlich sein. Auf der einen Seite, dem Süd-Öst zugewendet, wächst ein kleines Thürmchen mit einem Balkon aus dem Gemäuer heraus. Dort steigt man hinauf, um die ganze Herrlichkeit Niedertanguedoc's kennen zu lernen, jenes Landes, von dem es heißt:

„Du findest dort die Milde des Himmel, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Mannigfaltigkeit des Feldes, des Weingartens, der Wiese; die Verschiedenheit der Früchte, die Annehmlichkeiten des Hügels und der Ebene und eine außerordentliche Zahl von Flecken, Schlössern, Dörfern und Städten.“

So beschrieb Roland Laporte, der Weinbauer und große Kamisardenprinz, das Land, als er seinen General, den Schäferknaben und Bäckergehilfen Jean Cavalier, mit dem Herzogstitel belehnte und ihm dazu Niedertanguedoc, „wo schon so viele Menschen seinem Gesetze gehorchten,“ als kleine Gabe zu seiner Verlobung schenkte. So beschrieb er es vor hundert und fünfzig Jahren, so ist es noch heute. Des Abends erkennt man seine Gränze am Pharos vom Grau, der sein Licht wie ein beweglicher, in's Meer gesunkener Stern herüberfendet.

Wie herrlich war diese Ebene zu sehen, als am Johannisvorabend nach der Sitte des Landes „vor all' den Flecken, Schlössern, Dörfern und Städten,“ ja vor jeder einzelnen Meierei die gewaltigen, von Weineben genährten Flammensäulen aufstiegen. In weiter Ferne erblickte man dunkle Gestalten, wie Heren, durch die feurige Lebe fliegen; das waren die Bauern und Bäuerinnen, welche glauben, daß ein solcher Sprung durch die heilige Johannesflamme sie für das ganze Jahr vor dem in den Sümpfen lauernden Fieber schütze. Wie grauenvoll schön war sie zu sehen, als man in einer Herbstnacht die Sümpfe bei Aigues-Mortes in Flammen steckte, um sie mit der eigenen Asche für das nächste Jahr zu düngen. Als ob Ninive und Babel und Persepolis, neben einander aufgestellt, von Eiver ungeheuren Flamme verzehrt würden. Der Himmel brannte mit und die neunzehn gezackten Thürme von Aigues-Mortes ragten glühend in die Nacht empor, wie die letzten Reste von Ninive, Babel und Persepolis. Die Sterne erbleichten, die Vögel in den Nestern erschrecken vor die

ter Morgentöthe, aber ruhig und stolz wiegen die Flammensäulen einander ihre Häupter zu, wie ein feuriger Wald, dessen Wipfel ein sanfter Morgenwind bewegt.

Wie traurig aber war das Land, als an einem schönen Junimorgen plötzlich ein Heer von Nebeln aus dem Meere stieg, landete, sich mit den Nebeln der Sümpfe vereinigte und einen traurigen, schaurigen Siegeszug über die Ebene hin begann. Sie schienen so langsam zu wandern und doch wie schnell verschwanden Dörfer und Städte hinter ihnen, wie bald lag eine weiße Nacht, ein feuchtes Leichentuch ausgebreitet über das ganze Gefilde. Die Sonne erbleichte und verschwand, die Lerchen sanken erschrocken und stumm in ihre Nester, den Leithammel ergriff panischer Schrecken und mit tönender Glocke lief er dem Schäfer voraus, von den Garrigues fort nach Hause in den Stall, und ihm nach die ganze Heerde. Die Bauern sagten: da drinn sitzen die Fieber. Einzelne Tropfen, die zur Erde fielen, waren wie Thränen von Kindern, welche die Geister geraubt und hinter ihrem weißen Gewand versteckt forttrugen in unbekannte Fernen. Wer kennt das schöne Volkslied der Griechen nicht, das von Charos singt, dem reitenden Tode, der auf Rücken, Hals und Croupe seines Pferdes Greise, Jünglinge, Weiber, und, ach, so viele Kindlein auführt. Er reitet immer fort und will sich nicht aufhalten beim Brunnen; denn dort könnten die Geliebten ihre Jünglinge, die Gatten die Gattinnen, die Mütter ihre Kinder erkennen — „wer könnte dann sie trennen!“

Aber herrlich, unbeschreiblich schön ist das Land jeglichen Abend, selbst nach solchen Nebelmorgen. Wunderbar ist die Mannigfaltigkeit, die Verschiedenheit der Sonnenuntergänge. Jeden Tag schmückt sich diese ewig junge Königin mit anderen Reizen und Juwelen, um jeden Tag mit anderer und neuer Schönheit in das Brautbett zu steigen. Bald ist sie in glühendes Gold, bald in sanftblauen Sammt, bald in dunklen Purpur gekleidet. Die goldenen Wölklein, ihre Pagen, haben es von der

Herrin gelernt und sind wie sie unerschöpflich in Erfindung neuer Trachten. Silbern, golden und purpurn — manchmal auch in Trauer gehüllt, folgen sie ihr nach, tragen sie ihre Schleppen oder sprengen auf feurigen Rossen um ihren Siegeswagen. Launisch wechselt sie ihr Kleid oft unzählige Male in der Minute, blickt ebenso ihr Gesicht bald melancholisch, und mit ihr ändert sich ihr ganzes Hofgesinde. Beherrscht von ihren Launen, beginnt die ganze Natur ein magisches Spiel. Die Ebenen erglühen; ihr König, der Pic St. Loup, erhebt sich und sieht mit leuchtender Stirne der Sonne entgegen, die sich gnädig lächelnd zu ihm niederbeugt; doch zieht sie weiter und er versinkt nach und nach in Trauer und mit ihm alle Vasallen, die vom Urfeuer gehärteten Berge, alte Vulkane mit kahlen Schädeln. Mit Sonnenuntergang beginnen die hier so häufigen Lufttäuschungen und Phantasmagorien. Alle Dörfer, Städte und Flecken der südöstlichen Ebene fliegen mit einem Ruck in unsere nächste Nähe; wir sehen jedes Fenster, wir blicken in alle Gassen, wir sehen die Lamarkischen der Sümpfe, die im Abendwinde zittern, wir erkennen die Laterne des uralten Thurms de Constance in Nique-Mortes, ja wir hören die Glocken der fernsten Kirchthürme. Im Westen aber rückt Alles in träumerische Ferne, in blaue, duftige Nebel. Nur die Dörfer auf den Höhen erglühen in heiterem Lichte; auch St. Genies, obwohl der Stammort Guizot's, dessen Großvater schon ein Verräther seiner Glaubensbrüder gewesen, denn die Sonne leuchtet gleich gütig auf Gute und Böse. Das Schloß Castrie mit den hundert Bogen seiner Wasserleitung gleicht einer fatamorgana, die vor jedem Augenzwinkern verschwinden kann — auch verschwindet es. Dunkler Abend ruht auf Thal und Ebene. Nur der Pinienhain vor uns leuchtet noch wie grüner Sammt aus dem Dunkel. Bald wird die Nacht kommen. Schon, mit einem Schlage ist sie da, die schöne, blaue, sternbesäete, Nachtigall-durchlungene provenzalische Nacht! Es ist geradezu lächerlich, das Alles beschreiben zu wollen!

Verlorenes Glück.

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
 Daß ich so traurig bin,
 Ein Märchen aus alten Zeiten
 Das geht mir nicht aus dem Sinn.“
 Heinrich Heine.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
 Daß wieder der Traum mich umspinnt?
 Von schönen, lächelnden Bräuten
 Die lange gestorben sind,
 Von Rosen und von Violett
 Und von Küßchen so heiß und so wild,
 Die schwelgend ich gestohlen
 Dem lieblichsten Frauenbild.

Es bersten die alten Gräfte,
 Draus schwebt sie im weißen Talar
 Und die bühnenden Frühlingslüfte
 Sie spielen mit ihrem Haar.
 Und Schauer auf Schauer gehen
 Durch meine Seele hin
 Und kaum kann ich es verstehen,
 Daß ich so traurig bin.

Denn was im süßen Genießen
 Die Woge des Geistes umschlang,
 Das muß verbunden fließen
 Mit ihr zum Untergang.
 Es rauschen die Wellen und gleiten
 Zum Meere mit donnerndem Lauf —
 Ein Märchen aus alten Zeiten
 Wiegt still sich als Blume darauf.

Mein Leben ist eine Welle,
 Die selbst den Lauf sich verkürzt,
 Indem sie mit Sturmeschnelle
 Zum endlichen Ziele stürzt.
 Wild wogt sie durch Blumen und Dornen
 In freibeschoffener Bahn
 Und die Leidenschaften spornen
 Die keuchende rastlos an.

Doch, wie ich hinein auch jage,
 In den sonnigen, wonnigen Tag,
 Rasch sprengte die heimliche Klage
 Auf schäumendem Rosse mit nach.
 Die Gräber speien die Todten,
 Ich reite darüber hin
 Und daß sie mir zürnend drohten,
 Das geht mir nicht aus dem Sinn. —

Der Abend beginnt zu dunkeln,
 Und mit ewigem Liebesschein
 Die goldenen Sterne funkeln
 In meine Thränen hinein.

Ich weiß, was es soll bedeuten,
 Daß ich so traurig bin:
 Ein Märchen aus alten Zeiten
 Das geht mir nicht aus dem Sinn.
 Eduard Rauffer.

Neue Erdenwonne.

Ihr sagt, es sei in jetz'ger Zeit, der Welt das Herz
 verschwunden;
 O nein! verschwunden ist es nicht, nur krank ist's
 und gebunden;
 Woher denn sonst das tiefe Weh, woher die banger
 Schmerzen,
 In denen seufzet alle Welt, kam's nicht vom krankem
 Herzen? —

Ein Riese ist die neue Zeit! Mit stürmenden
 Gedanken
 Durchfliegt er alle Welt und klopft selbst an des
 Himmels Schranken.
 Ihn trieb vom süßen Heimatsglück ein thatendurstig
 Drängen,
 Des Vaterhauses stille Ruh wollt ihm die Brust
 verengen.

Ihm war's, als ob ein dunkler Ruf ihm winkt nach
 dunklen Fernen,
 Ihm klang's in's Ohr verlockend, wie von unerforschten
 Sternen.
 Manch' schönes Eiland fand er auch auf seinem
 kühnen Wandern,
 Doch keines fesselt seinen Lauf, stets tief es ihn
 nach andern.

Und wie er schiffte in wilder Hast ohn' Compass
 und Geleite,
 Hat sich sein Schiff verirret ach! in Ocean's
 Weite;
 So treibt er jetzt auf hohem Meer — wohin? —
 wie kann er's wissen,
 Von unsichtbaren Händen wird sein Segel fort-
 gerissen.

Die Nacht ist schwarz, der Tag ist grau, die Sonne
 ist verdüstert,
 Das Meer liegt todesmüd' und öd' und ach! kein
 Lüftchen flüstert,
 Es ist ein Geisterhauch, mit dem das Schiff das
 Meer durchwühlet,
 Doch ach! kein Sturm vom Himmel ist's, der
 Brust und Wangen kühlet.

Zur alten Heimat kann er nicht, die ist für ihn
 verloren,
 Und doch ward aus des Meeres Schoß die neue
 nicht geboren;

So schwankt er heimatlos und krank, von Gram
und Weh zerstoßen,
Erst hoffnungsvoll, jetzt hoffnungslos, erst muthig,
jetzt gebrochen.

Bald seufzt zur Heimat er zurück mit heimweh-
krankem Herzen,
Bald wild verzweifelnd höhnet er sich selbst und
seine Schmerzen,
Bald rafft er mächtig sich empor zu männlich
kühnem Streben,
Dann sinkt er wieder morsch und welk zurück mit
dumpfem Beben.

Und fragst Du noch, warum sein Herz im Busen
bang sich sehnet,
Warum von tausendfachem Weh es angstvoll seufzt
und stöhnet?
Gieb Licht und Lust und Freiheit ihm, gieb Ruh
dem Schmerzenstrüben,
Gieb eine neue Heimat ihm und gieb ihm was
zum Lieben.

Du strecktest zu dem Himmel stolz, o Riese, Deine
Glieder,
Den Himmel stürmst Du nimmermehr, so kehrt
zur Erde wieder!
Ist Dir auf ödem, weiten Meer nicht Glück genug
zerronnen? —
Die Erde hast verloren Du, den Himmel nicht
gewonnen.

Lehre wieder! Füll' Dein Herz mit aller
Erdenwonne,
Lauch' Deine Schwing' in Erdenduft: nur so fliegst
Du zur Sonne,
Laß an die kranke, wunde Brust den Hauch der
Erd' sich schmiegen,
Nur mit der Freude Flügelschlag kannst Du zum
Himmel fliegen.

In Deinen Segeln haucht ein Geist, der Geist ist
unvergänglich,
Vertrau' ihm kühn, er schenkt Dir einst ein Leben
überschwenglich,
Vertrau' auch Dir und halte aus, laß Dir die
Furcht nicht winken,
Trau' nur auf Dich und Du stehst fest, zweifle —
und Du wirst sinken.

Nicht todt ist ja Dein Herz, nur schläft's und einst
erwacht es wieder,
Du legst Dich noch allabendlich mit neuem Hoffen
nieder;

Hoff zu! Hoff zu! Wenn Du dereinst des Morgens
wirst erwachen,
Wird Dir aus duft'ger, blauer Fern' die Erd'
entgegenlachen.

Dann haucht's herüber frisch und kühl im ersten
Morgenglühen,
Auf Deinem kranken Antlitz wird ihr Rosenschimmer
blühen,
Von neuer Lieb' und Hoffnung wird Dein krankes
Herz erwärmen,
Und Du auf's Neu in Jugendlust die Erd' als
Braut umarmen!

F. Groch.

Einer Todten.

I.

Der Sommer spendete uns duft'ge Blüten,
Sie flogen uns als Freudenboten zu, —
Es war im Juli, als die Rosen glühten,
Und eine Rose glühetest auch Du!

Mit waren Deine Worte Klang der Lyra,
Ein Hochaccord erschien mit da Dein Herz,
Dein Walten ward das Kleid der Dejanira
Für meinen wilden tollen Freiheitsschmerz.

Doch rührt' ich nie an Deiner Locken Wellen,
Nie sehnt' ich mich nach Deiner Lippen Schwellen,
Nie fühlt' ich heißes Feuer in mir brennen,

Nicht Liebe war's, die mich zu Dir gezogen,
Nicht Liebe hat Dir je mein Mund gelogen,
Doch, was mich zog — ich wußt' es nicht zu nennen.

II.

Nun weiß ich es — nun Du als bleiche Lilie
Bist in des Todes kalten Arm gesunken,
Mein heimlich Sehnen war, ach! nur Vigilie,
Für Dich! die unbewußt den bittern Kelch getrunken.

Ich sagt' es nicht, daß ich mit bangem Lauschen
Dastand, wenn fröhlich Du gescherzt, gelacht, —
Nun weiß ich's wohl: die Abendfeuer rauschen
Am Himmel herrlich auf, dann wird es Nacht.

Und weil wir wissen, daß die lichten fliehen,
Muß es den Sinn wehmüthig uns durchziehen,
Ob auch in Purpur noch der Himmel brennt.

So auch mit Dir — ich zitterte beim Scherzen,
Ich ahnete den Todeskeim in Deinem Herzen
Und weiß nun, wie solch heimlich Weh man nennt!
Adolf Stern.

Bücherchau.

Robert Kenner, Rebekka oder die Jüdin von Moskau. Roman. Zwickau, Gebrüder Thost 1853.

Wir sind nach Durchlesen dieses Romans, dessen Verfasser, wie wir auf dem Titel sahen, schon zwei andere Bücher geschrieben hat, wirklich in Zweifel gewesen, was wir darüber sagen sollten. Gewiß ist Herr Kenner nicht ohne Talent. Allein dies Talent ist auf der einen Seite ingerostet, auf der andern viel zu wenig abgeschliffen. Die Verirrungen eines jugendlichen Strebens könnten wir wohl in den Kauf nehmen, nicht aber die fabrikmäßige Flüchtigkeit, mit welcher offenbar dieser Roman geschrieben ist, den überdies psychologische Unwahrscheinlichkeiten und unwahre Charaktere füllen. Was Styl heißt, scheint der Verfasser nicht recht zu wissen, das Ganze ist ein confuses und obenein langweiliges Nachwerk. Kann Herr K. sich nicht gewöhnen, besonnener und ruhiger zu arbeiten, so wird er nie etwas besonderes produciren.

Album. Zum Besten Nothleidender im sächsischen Erzgebirge, herausgegeben von Wilhelm Scherffig. Zwickau, Gebrüder Thost.

Das „Deutsche Museum,“ von Robert Prutz, hat sich sehr energisch gegen derartige Sammelwerke bei Besprechung des vorliegenden ausgelassen. Wir haben mehrmals zu erkennen gegeben, daß auch wir dieselben nicht gerade für vortheilhaft halten, der Zweck und Inhalt indeß vermag das Scherffische Album vollkommen zu rechtfertigen. Außer einer pietistischen Novelle A. Wildenhahns haben Männer wie Adolf Böttger, Julius Hammer, Moriz Horn, Eduard Kauffer, Gottfried Keller, G. Pfartius, Josef Rank, Arnold Schloenbach, Feodor Wehl u. das Buch reich ausgestattet. Wir können daher dasselbe nur empfehlen, umso mehr, als die Verlagshandlung für eine sehr würdige äußere Ausstattung Sorge getragen hat.

Feuilleton.

Literatur.

Julie Burow. Ueber diese Schriftstellerin läßt sich Guzkow in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ folgendermaßen vernehmen:

„Die Liebe des Mannes gleicht dem Thautropfen, der alle Farben des Regenbogens in sich trägt, aber auch durch das Sonnenlicht, das ihn verklärt, bald verzehrt wird. Die Liebe des Weibes gleicht dem Brillanten, dessen Hauptvorzug seine Unzerstörbarkeit ist. Thautropfen aber oder Brillant, beide sind Spiegel des göttlichen Sonnenstrahls und tragen in sich das ewige Licht, zerlegt in die irdischen Farben.“

Diesem ebenso tief wie schön ausgedrückten Gedanken begegneten wir kürzlich bei der ersten Bekanntschaft, die wir mit einer Schriftstellerin machen wollten, die sich durch die Entscheidung eines Wiener Novellen-Preisgerichts in letzter Zeit einen so vortheilhaften Ruf erworben hat: Julie Burow. Zwei von ihr vorhandene Romane: „Frauenloos“ und „Aus dem Leben eines Glücklichen“ sind Proben eines nicht gewöhnlichen Talents. Ein freudiges, lebendiges Schaffen, Lust am dargestellten Gegenstande und eine große Beweglichkeit der Phantasie thun an ihren ersten Probeversuchen wohl, während ihr Mittheilungseifer auf der andern Seite leider Regionen bestreift, wo es so viel Klippen und gefährliche Abstürze giebt,

daß man eine Frau auf ihnen wandeln zu sehen nur mit Schrecken beobachten kann. Wollten wir von den Familien- und Herzensconflicten, die Julie Burow in ihrem bisherigen Schaffen darstellte, eine Befriedigung des guten Geschmacks eintäumen, so würden wir, bestochen von ihren vielen Vorzügen, eine Unwahrheit sagen, dennoch bietet ihre Darstellungsweise gerade auf jener Seite immer etwas Fesselndes, was um so tiefer die Wahl ihrer Gegenstände beklagen läßt. Bald ist es ein scharfes Streiflicht, das sie mit geistreicher Beobachtung auf Sitt- und Leben fallen läßt, bald ein überraschender Beweis ungewöhnlicher wissenschaftlicher Bildung, bald ein solches, tief aus dem Gemüthe quellendes und in sinnige Form gekleidetes Wort, wie das oben angeführte. Es steht ohne Zweifel zu erwarten, daß Julie Burow durch die plötzlich ihr gewordene Aufmerksamkeit sich von einem gewissen kleinen, wir möchten es nennen Provinzialstandpunkte, ihrer Muse und ganz entschieden von den Schilderungen abstoßender Sittenverhältnisse lossagen wird. In dem erhebenden Gefühl, nur für das große deutsche Publikum zu schreiben, wird sie ihrer Phantasie und außerordentlich reichen Erfindungsgabe gewisse Rücksichten auferlegen, die unbedingt eingehalten werden müssen, will man eine beliebte und in all seinem Wollen und Wirken, namentlich in der Frauenwelt, beachtete Schriftstellerin werden.“

Friedrich Lentner. Ueber diesen trefflichen, leider zu früh verschiedenen Novellisten, enthält das „deutsche Museum“ von Robert Prutz, einen biographischen Aufsatz, welcher von warmer Liebe und Hingebung zeugt. Denjenigen unster Leser, welche sich näher über den geist- und gemüthvollen Schriftsteller Lentner zu unterrichten wünschen, empfehlen wir sowohl den in Rede stehenden Aufsatz, als auch das Vermächtniß Lentners, die bei Emil Bänisch in Magdeburg erschienenen „Geschichten aus den Bergen.“

Akustische Briefe. Die akustischen Briefe von Richard Pohl, welche bisher in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ einzeln mitgetheilt wurden, werden in den nächsten Tagen als besonderes Werk bei Bruno Hünze in Leipzig erscheinen.

Eduard Dullers Geschichte der Deutschen. Dies Werk, welches rüstig fortgesetzt wird, hat an Pfaff und Benedey's gleichen Unternehmen zwei Concurrenten erhalten, die ihm insofern gefährlich werden könnten, als sie mindestens ebenso gediegen sind, wie die Dullersche Geschichte.

Ein französisches Märchen. Unter dieser Ueberschrift bringt die „Europa“ eine Erzählung aus dem Französischen, welche wieder ein brillantes Schlaglicht auf die Art und Weise wirft, in welcher die große Nation gewöhnt ist, unsre Zustände anzuschauen.

Servinus Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts ist beinahe überall mit Beschlag belegt worden. In Heidelberg hat die Staatsanwaltschaft einen Prozeß gegen den Verfasser eingeleitet.

Eine Biographie Ira Aldridges. Soeben erschien in der allgemeinen deutschen Verlagsanstalt zu Berlin eine Biographie des „afrikanischen Roscius“, welche mit warmer Liebe zur Sache abgefaßt ist nur uns hier und da sogar etwas zu enthusiastisch vorkommt. Dem Werkchen ist noch ein Portrait und Facsimile des Negertrageden beigelegt.

Friedrich Bodenstedts „Lieder des Mirza Schaffy“ sind im Verlag von Dunker und Humblot soeben in zweiter Auflage erschienen.

Ein neues Journal. D. Alexander Banch in Dresden giebt ein neues „Kunst-Journal“ für kritische Mittheilungen aus dem Kunstleben der Gegenwart heraus. Dasselbe scheint indes hauptsächlich auf die bildenden Künste berechnet.

Alfred Meißner arbeitet, wie wir lesen, an einem neuen Trauerspiele und einem Lustspiele. Ebenso dürfte von ihm binnen kurzem eine zweite Sammlung seiner „Gedichte“ erscheinen. Der ersten ist soeben das Glück einer sechsten Auflage widerfahren.

Galicia. Unter diesem Titel giebt Herr M. J. Potemba in Lemberg ein neues belletristisches Blatt heraus, das vom ersten Februar ab regelmäßig erscheinen soll.

Dramatische Literatur. Von Benedir's gesammelten Lustspielen (Leipzig, Verlag von J. J. Weber) ist der siebente Band erschienen. Er enthält: „die Hochzeitsreise“, „der Liebesbrief“, und eine Märchenposse: „die drei Edelsteine, oder: Walters Irrfahrten.“

Musik.

Wagners Tannhäuser und Lohengrin. Außer in Leipzig ist der Tannhäuser eben in Riga und Düsseldorf, mit dem glänzendsten Erfolg gekrönt, über die Bretter gegangen. Wie wir hören, hat Wagner den „Tannhäuser“ in Berlin zurückgenommen, da sich wider seinen Willen die Aufführung sehr verzögerte. Dagegen wird in Dresden der „Lohengrin“ einstudiert.

Dors „Nebelungen“ sollen in kurzem in Berlin in Scene gehen. Am Kroll'schen Theater wird eine Operette Marschner's „Geborgt“ vorbereitet.

Schumanns Manfred ist in Chemnitz zur Aufführung gekommen.

Concurrenz. In New-York machen sich Henriette Sonntag und die beliebte Albion den Preis als Regimentstochter streitig. Von den Sonntag'sfreundlichen Blättern wird die letztere ein weibliches Falstaff genannt.

Ein amerikanischer Pianist. In London ist der amerikanische Pianist Mason aufgetreten. Er kündigt sich als der erste Amerikaner an, der sich vor einem europäischen Publikum hören lasse.

Der Prophet. In Nürnberg und Magdeburg hat man neuerdings den Propheten in Scene gesetzt. Wir empfehlen den Direktionen der Bühnen von Pegau und Eilenburg, sich die kassensfüllende Oper (mit der Antwerpen'schen Verbesserung) nicht entgehen zu lassen. Neue Zeitschr. f. M.

Adams Operette: „Die Nürnberger Puppe“ ist in Hamburg total durchgefallen. Wie die französischen Zeitungen melden, ist der Componist eben mit einem in Musik'sehen der Hütte des Onkel Tom beschäftigte — wir wünschen ihm hierzu einen gleichen Erfolg.

Rudolph Beier. Vor wenigen Wochen starb in Dresden ein junger Tonkünstler dieses Namens, der sich kürzlich dem Publikum durch die Aufführung seiner Musik zu Otto Ludwig's „Makabäer“ bemerkbar gemacht hatte. Die kurzen Nekrologe, welche wir in Dresdner Blättern lesen,

lassen uns in dem Verstorbenen ein zu früh geschwundnes Talent erblicken.

Theater.

„Die Royalisten“ von Raupach sind in Berlin neu einstudiert gegeben worden.

Ein Lustspiel von Heinrich Smidt. Von dem Verfasser der „Devrients-Novellen“ ist kürzlich im Friedrich-Wilhelmstädter Theater ein Lustspiel: „So kann man es weit bringen“ gegeben worden. Wir sind etwas misstrauisch gegen dasselbe geworden, weil wir es in der Kreuzzeitung gelobt fanden.

Attila. Ein Drama dieses Namens vom Professor Rustige ist in Stuttgart in Vorbereitung.

Robert Prutz schreibt an einem neuen historischen Drama, „Jud Süß“ betitelt. Dem ersten Acte nach, welcher im Deutschen Museum veröffentlicht ward, kann man sich etwas davon versprechen.

Ein Schauspielern-Gehalt. Die Seele der französischen „Tragödie“ Fr. Rachel, hat vom Théâtre français eine Gage von 40,000 Francs, wird eine Zulage von 50,000 erhalten und der Kaiser wird dieselbe aus seiner Privatcassette verdoppeln.

Die Liebe auf der Goldwage. Dies Lustspiel unfres Mitarbeiters Gustav Bernhard, welches sehr wenig Beachtung gefunden hat, ist neuerdings in Brünn zur Aufführung gekommen und soll, wenn wir recht berichtet sind, auch in Dlmütz gegeben werden.

Correspondenz.

○ Leipziger Wochenchronik.

Montag den 31. Januar endlich ging das vielbesprochene und mit der äußersten Spannung erwartete Tonwerk Wagners: „Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg“ hier in Scene. Der Erfolg ist ein so allgemein durchgreifender, entschieden günstiger gewesen, daß selbst diejenigen, welche, wie wir, längst von der Höhe und Erhabenheit des Werkes überzeugt und ergriffen waren, darüber erstaunen mußten. Schon nach der Ouverture, der das Publikum mit sichtbarem Interesse folgte, brach donnernder Beifallsturm los, der sich nach jeder Scene und jedem Actschlusse steigerte, vielfache Hervorrufungen der Darstellenden veranlaßte und zuletzt dieselben sogar auf Regisseur und Direktor ausdehnte. Die Dar-

stellung zeugte von einem höchst anerkennenswerthen Bestreben, das Beste zu leisten — merkwürdig und störend erschien es nur, daß Niemand die Worte der Dichtung memorirt hatte. Dies mag wohl bei den bisher gegebenen Opern ausführbar gewesen sein, bei einem Wagnerischen Werke ist es sicher nicht möglich. Wir behalten uns vor, nach mehreren Darstellungen des „Tannhäuser“ weitere Berichte zu bringen.

Am folgenden Abende erschien eine Bearbeitung des berühmten Slavenromans, „Onkel Toms Hütte“, auf den Brettern. Hier hatte man die des Dr. Wollheim, welche mit Berliner Witz verziert ist, gewählt. Verhindert, der Aufführung beizuwohnen, geben wir die „telegraphische Depesche“ der „allgemeinen Theaterchronik:“ „Und wenn sich die fünf Bearbeiter verdoppelten, so möchten wir doch behaupten, daß der Roman „Onkel Toms Hütte“ sich unter keiner Bedingung für die Bühne eignet. Das Stück gleicht den bekannten gekleckten Nürnberger Bilderbogen für Kinder von drei bis sechs Jahren, accompagnirt von einigen obligaten Peitschenhieben vor und hinter den Coulißen. Rinaldo Rinaldini, oder dessen Seitenstück: Carl Moor und seine Genossen, nach der Abschiedsscene beim alten Thurm, ein Gemälde erhabener Menschennatur; der Rachebund oder die eiserne Jungfrau u. sind unbedingt klassische Erscheinungen der dramatischen Literatur gegen diese dramatisirte „Onkel Toms Hütte,“ welche denn auch bei der hiesigen Vorstellung nach und nach in sich zusammenfiel, d. h. vollständige Fiasko machte. Außer den Späßen des Berliner Gedr. Schaller, welche einzelne mitleidige Freunde fanden, ertönte aus heiserer Kehle von der Gallerie herab, als vox populi ein einziges donnerndes Bravo! als in der „die Vergeltung“ betitelten vierten Abtheilung der Sklavenhändler Legree, Wohlgeboren, von Georg rücklings erschossen wird. Am Schluffe Bisphen unisono. Das Stück wird keine Wiederholung erleben.“

Fräulein Genast, welche gegenwärtig in Weimar gastirt, wird sicher binnen kurzem zur Fortsetzung ihres hiesigen Gastspiels zurückkehren. —

Berlin d. 2. Febr. 1855.

Das historische Gemälde des Belgischen Malers Louis Gallait: „Die große Schützengilde von Brüssel erweist den Grafen Egmont und Herrn die letzte Ehre,“ ist soeben hier ausgestellt. Da dasselbe ein Werk von solcher Bedeutung ist, wie ein solches Berlin lange nicht, selbst nicht in der im Herbst v. J. stattgehabten Kunstausstellung-

die doch reich an ausgezeichneten Kunstwerken gewesen, in seinen Mauern gehabt hat, so ist es wohl der Mühe werth, etwas näher darauf einzugehen.

Was zuerst den historischen Stoff betrifft, der dem Gemälde zu Grunde liegt, so ist derselbe aus der Zeit genommen, wo Philipp II. von Spanien den Herzog Alba nach den Niederlanden sandte, um dieselben mit dem Schwert zu unterwerfen. Als erste Opfer fielen die Grafen Egmont und Horn. Nach ihrer Hinrichtung werden die Leichname nach dem Brüsseler Rathhause gebracht, von wo sie von der großen Schützengilde nach dem Franziskanerkloster geleitet werden, wo ihnen ein Todtenamt gehalten wurde. Diesen Moment nun, wo die Leichen in dem Kloster angelangt sind, hat der Künstler zur Darstellung aufgefaßt. Es wird uns hier nicht eine geschichtliche That, sondern nur eine Situation, ein handlungsloses Moment zwischen zwei Handlungen vor Augen geführt. Denn die eine Handlung, die Hinrichtung ist vorüber, und die andere, das Todtenamt, hat noch nicht begonnen, da ein Franziskanermönch eben erst die Kerzen dazu anzündet. Der Künstler hat vielleicht mit Absicht diesen Moment gewählt, um besondere Vorzüge in der Ausführung hervortreten zu lassen, in der Idee aber hat er gewiß stark gesündigt, daß er einem untergeordneten, an sich bedeutungslosen Moment die historische That opfert, und wir glauben um so mehr diesen Fehler gegen die Idee hervorheben zu müssen, als gewöhnlich über die Beurtheilung des Materiellen, der äußern Ausführung, die Idee ganz vergessen wird.

Bedeutender jedenfalls und das vorzüglichste an dem Gemälde ist aber eben die Ausführung, die technische Composition, die Farbengebung. Wie überhaupt die Belgische Schule sich durch Farbenglanz, durch Tiefe und Saftigkeit des Colorits auszeichnet, so scheint das Gemälde Gallait's die Quintessenz davon zu enthalten. Außerdem sind die Köpfe mit einer seltenen Kraft des Ausdrucks gezeichnet, so wie alles von einer mächtigen Energie des Geistes und einem ungemeinen Naturverständnis des Künstlers zeugt. Das Bild enthält noch eine Menge von Feinheiten, die erst durch längeres Studium sichtbar werden. Alles in allem zusammengenommen haben wir hier ein Gemälde, wie uns ein ähnliches nicht sogleich geboten werden dürfte.

Vor kurzer Zeit wurde hier „der Königsleutnant“ von Gutzkow gegeben, ein Stück, das bisher in Berlin nicht den Weg zur Bühne gefunden hatte. Die Veranlassung zur Composition hat bekanntlich die Goethefeier im Jahre 1849 gegeben, der 16jährige Goethe erscheint selbst handelnd, ebenso der Rath Goethe und die „Frau Rath.“ Das Stück selbst hat alle die Vorzüge und Fehler der

übrigen Werke Gutzkow's, viel Scharfsinn und Freiheit in der Combination, aber Mangel an Naturwahrheit und Poesie.*)

Mozart's Geburtstag d. 28. Jan. ist, so viel uns bekannt geworden, nur in dem Sommer'schen Salon durch Aufführung der Ouvertüre zum Titus und einiger anderer passender Musikstücke gefeiert worden.
F. Gr.

△ Meissen, Ende Januar.

Das Leben in einer sächsischen Provinzialstadt ist im ganzen genommen so höchst einförmig, daß sich alles öffentliche Interesse um ein paar Concerte — und das Theater concentriert. Bekannt dürfte es sein, daß unser Stadttheater zu den besten Provinzialtheatern gehört und ziemlich eifrig bemüht ist, beachtenswerthe Novitäten vorzuführen. Im vorigen Winter hatten wir sogar Otto Ludwigs genialen „Erbförster.“

Das in neuester Zeit so viel Aufsehen erregende Schauspiel Th. Apels, „Nähkäthchen,“ wurde denn auch hier gegeben. Die Titeltrolche wurde von einer jungen Künstlerin, Fel. Linke aus Leipzig, dargestellt, — wir glauben der jungen Dame ein günstiges Prognostikon stellen zu dürfen, da sie ein beachtenswerthes Talent und einige Schule hat. Das Studium, welches ein tiefes Eingehen in Charaktere möglich macht, muß ihr freilich noch empfohlen werden. Ueber das „Nähkäthchen“ selbst ist sehr wenig zu sagen. Das Ganze macht einen freundlichen, wohlthuend verführenden Eindruck, Musik und Poesie gehen dem Stücke aber ab. Wenn jedoch der Dichter desselben, wie ich gehört, blind ist, so wurde wirklich alles nur mögliche von ihm geleistet. Früher noch, als „Nähkäthchen,“ wurden verschiedene neue Lustspiele gegeben, von denen besonders „das Lügen“ und „alte Liebe rostet doch“ von Jul. Hartmann ansprach.

Miscellen.

Heinrich Heine als Student in Göttingen. — Eines Morgens, als ich eben bei der Arbeit saß, erzählte mir Dr., trat Heine zu mir ins Zimmer, und ich mochte ihm wohl, verdrießlich über die unwillkommene Störung, eben kein freundliches Gesicht machen.

„Höre,“ sagte er, nachdem er einigemal auf und abgegangen und sich dann gesetzt hatte, mit seiner feinen Stimme, durch die er gern seinen ironischen Humor kund gab, „höre, Du scheinst mir ein Kritiker.“

*) Die Gutzkowschen Dramen enthalten viel Poesie.
D. R.

Lachend fragte ich ihn, woraus er das schließe?

„Ja, ja,“ fuhr er fort, „Du hast mir ganz die Art, und es wäre wohl hübsch, wenn Du eine Kritik über meine Gedichte schriebst.“

Er hatte einen Band Gedichte und die beiden Dramen bereits erscheinen lassen.

„Aber Du weißt,“ entgegnete ich, „wie ich über Deine Gedichte denke. Ich erkenne zwar Dein großes Talent an, kann mich aber mit Deiner Richtung nicht einverstanden erklären.“

„Nun,“ antwortete er mit schlauem Ausdruck, „es wäre mir doch interessant, Dein Urtheil gedruckt zu sehen. Ich will, was Du schreibst, an Gubitz in Berlin schicken, und der soll es abdrucken.“

„Meinetwegen denn!“ sagt' ich nach einigem Besinnen, humoristisch gestimmt. „Aber Du darfst Dich nun nicht beklagen, wenn ich frei von der Leber weg rede. Du kennst mich, hinter dem Berge halten ist nicht meine Sache.“

„Meine auch nicht,“ sagte Heine, das eine Auge zudrückend.

Ich schrieb nun eine Recension, in welcher ich zuvörderst die Bemerkung machte, daß Heine ein etwas lockeres Subject sei, und daß das spöttische Regiren und Zerfezen des heilig Geachteten, wie wichtig es auch geschehen möge, doch nimmermehr zum Heil, weder im Leben, noch in der Kunst, führen könne. Außerdem lobte ich mit aufrichtigem Wohlwollen, das ich ihm auch nachher immer bewahrt habe, seine vielen Vorzüge, und nannte ihn schließlich ein kleines Genie.

Als ich die Recension geschrieben, zeigte ich sie ihm im Manuscript und fragte ihn, ob er wünsche, daß sie gedruckt werde.

Er las sie mit großer Aufmerksamkeit und machte ein sehr bedenkliches Gesicht. Aber das „Genie“ stach ihm doch zu sehr in die Augen, und er forderte mich auf, den Aufsatz abzuschicken, indem er sich erbot, ein Billet an Gubitz beizulegen.

Noch an demselben Tage gab ich die Recension zur Post, und nach einiger Zeit fand sie Heine gedruckt. Er fiel über das Blatt her wie über eine längst ersehnte Beute, und las und las und suchte und suchte. Ich mußte über seinen Eifer lächeln.

Endlich sah er mich mit einem sonderbaren Blicke an und fragte mich, ob ich die Recension geändert habe?

Ich verneinte es unbefangen, indem ich einen Unterschleif witterte. Da zeigte es sich denn, daß Gubitz die Stelle vom „Genie“ weggelassen habe.

Das ärgerte Heine auf's Empfindlichste. Er sagte lange kein Wort, aber seine Mimik war desto sprechender.

Nach einer bedeutsamen Pause sagte er: „nun

wart', der hölzerne Mann (Gubitz ist bekanntlich ein trefflicher Holzschneider) soll's schon fühlen.“

Ein andermal mystificirte mich Heine auf eine eben so boshafte als ergötzliche Weise. Ich hatte nämlich ein Ossianisches Gedicht, welches mit einer Anrede an den Mond beginnt, aus Macver-son übersezt. Er bat mich so lange, es ihm vorzulesen, bis ich mich entschloß. Das war nun köstlich, wie der Schalk sich entzückt stellte. Er versicherte mir wiederholt, daß es ihm ausgezeichnet gefalle, und nahm es sans façon mit, wie lebhaft ich auch dagegen protestirte.

Was geschah! In seinen Reisebildern läßt er bekanntlich einen Kadendienert auf dem Brocken den Mond, d. h. ein paar lederne Hosen, die er für diesen hält, anschwärmen und wie ward mir, als ich in diesem Ergusse — meine Uebersetzung aus Ossian erkannte.

Seine Witzsuchte übri- gens Heine, wo er sie her bekommen konnte, zusammen. Er war dabei ohne Bedenklichkeit. So erinnere ich mich, daß er mich ersuchte, den und jenen Scherz, den ich vorgebracht, in seinen Reisebildern anbringen zu dürfen, und daselbst sind auch wirklich drei oder vier Einfälle von mir erschienen.

In seinem persöhnlichen Umgange war Heine keineswegs immer sehr anziehend und oft sogar recht ledern. Zuweilen aber fuhren glänzende Witzfunken aus seinen Gesprächen; im Allgemeinen jedoch war damals seine Redeweise meistens trocken und karg.

Wer ihn verlegt hatte, dem konnte er es schwer vergessen; im Gegentheil benutzte er gern jede Gelegenheit, wo er ihm etwas anhängen konnte. Er war auch auf der Universität unter den Studenten keineswegs beliebt. Oft, wenn ich ihn satirisch lächeln sah, fielen mir Mephistopheles Worte ein:

„Mein Mäskchen da weißt'agt verbergnen Sinn,
Sie ahnen, daß ich sicher im Grau,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.“

Ein Mucker im Orchester. Der „Samm-ler“ in Augsburg schreibt: „Lazinsky,“ der fromme Jagottist des Wiener Opern-Orchester, ist gestorben. Der Mann las während seiner 46jäh- rigen Dienstzeit in den Zwischenakten regelmä- ßig Andachtsbücher und Traktätlein, und rühmte sich auf dem Sterbebette, nie seine Blicke vom Noten- pult zur sündhaften Bühne erhoben, nie die Fußspitze einer Ballettänzerin gesehen zu haben.

Glänzende Köpfe sieht man jetzt in den Pariser Theatern; es sind reizende Damen- köpfe, die einen mit Goldstaub bestreut, die an- dern mit Silberstaub — Goldstaub für brau- nes und schwarzes, Silberstaub für blondes Haar.

Am schönsten war eine junge blonde Spanierin mit solchem Silberstaub. Nur die armen Eheherren und Väter sehen etwas schief darein, wenn ihre Frauen oder Töchter die Napoleons' Dor klar gemacht im Haar tragen.

Artesische Brunnen. Wie oft sich das nützlichste am langsamsten verbreitet, sieht man an den artesischen Brunnen. Seit den letzten 30 Jahren sind Tausende in Europa und Amerika gebohrt worden und leisten die nützlichsten Dienste, während diese schon über 1000 Jahre alte Erfindung früher fast ganz unbeachtet blieb. Die Provinz Qu-Tong Kiao in China soll allein 10,000 solcher Brunnen haben, mehrere davon 2000, ja 3000 Fuß tief. Einige liefern Salzwasser, andere brennbare Luft, die man zum Verdunsten des Salzwassers benutzt. Cassini beschrieb 1671 gebohrte Brunnen in Unterösterreich, Modena, Bologna; Belidor vor 100 Jahren den gebohrten Brunnen von Andre bei Amiens; 1717 wurden zu Königsborn bei Unna artesische Brunnen gebohrt, die hinlänglich Wasser zum Treiben mehrerer Wasserräder lieferten. Rußland besitzt in seinen Salzwerken am Ural, fast seit undenklicher Zeit, dergleichen Brunnen, welche das Salzwasser aus der Tiefe zu Tage fördern. Aber alle diese blieben vereinzelt, bis endlich in der letzten Zeit diese Art Brunnen zu bauen allgemein wurde.

Ländlich fittlich! Die Verehrer des Buddha erleichtern sich durch Betmaschinen die Mühe des Betens. Es sind diese eine kleine Art von Windmühlen, in welche geschriebene Gebetsformeln gelegt und vom Winde umhergetrieben werden, wobei man annimmt, daß dadurch die Anliegen des Menschen zum Himmel gelangen. — Vor kurzem machte man noch auf eine andere Methode der Buddhisten, das Geschäft des Betens bequem zu besorgen, aufmerksam: durch den Rauch. Die Andächtigen ließen nämlich Gebetsformeln auf Papierstreifen von ihren Bonzen schreiben und diese in den Tempeln verbrennen, damit der Inhalt des Gebets mittelst des Rauches über die Wolken hinaussteige. Auf daß sie jedoch, um so sicherer zur Kunde der himmlischen Behörde gelangen, wird zu gleicher Zeit mit einer im Tempel hängenden Glocke geläutet, um Gott zu benachrichtigen, daß eine Betenschaft unterwegs sei.

Demoille Rachel und die Schöpfenkeule. Der Miß Pover Taschenduch (Keepsake) für das Jahr 1853 enthält u. a. auch einen Aufsatz von Hrn. Charles Hervey über Autographen, und unter denselben ein vom Jahre 1845 aus Interlaken datirtes amüsanter Schreiben der Dlle. Rachel an Mad. Samson, in welchem sie dieser ihr Zusammentreffen mit mehreren französischen Gekken in der Auberge auf dem Montauvert erzählt. Unter

diesen Gekken hatte sich ein Streit über ihre Identität erhoben, und einer unter ihnen, der es durchaus unglaublich fand, daß Phädra sich so weit vom Théâtre français entfernt haben sollte, bot seinen Kameraden, die anderer Meinung waren, eine Wette um eine Schöpfenkeule an. Als seine Gegner auf die Wette eingegangen waren, thaten sie alles mögliche, um der großen Künstlerin irgend einen tragischen Ausruf zu entlocken, der ihre Identität constatirt hätte. Sie war aber zufällig Ohrenzeuge jener Unterhaltung gewesen und deshalb dermaßen auf ihrer Hut, daß die Versuche der jungen Herren sammt und sonders scheiterten; dagegen fanden sie nachdem folgende Notiz in dem Fremdenbuche der Auberge vor: Payez le gigot de mouton, Monsieur; je suis Rachel.

Chinesische Bibliothek zu Petersburg. Diese, datirt vom Jahre 1730, wo der von Peter dem Großen nach Peking abgeschickte Resident einige chinesische Werke mitbrachte; seit dieser Zeit mehrte sie sich fortwährend, namentlich durch die reiche Sammlung des Baron Schilling von Kannstadt. Nach Brosset enthält sie 1071 Werke in 1364 gebundenen Büchern und 11,510 Heften. Bemerkenswerth ist besonders die „Allgemeine Statistik China's“ in 300 Heften.

Züchtigung der Kinder bei den malayischen Völkern. Seltsam ist die Art, wie von den Eingebornen im ostindischen Archipel die Kinder wegen Unfolgsamkeit gezüchtigt werden; denn das geschieht nicht, wie in Europa mit Schlägen, Einsperrung u. s. w., sondern die Kinder werden von ihren Eltern gekniffen, gebissen, oder ihre Arme, Hände oder Finger verdreht, und so ihnen Schmerzen verursacht. Merkwürdig bleibt, daß durch diese Züchtigungen die Kinder dennoch nicht zu Krüppeln werden.

Sonst und jetzt. — In Cassel gab man 1790 zum Besten eines Lessingdenkmals, „Minna von Barnhelm,“ und das Casseler Publikum nahm daran solchen Antheil, daß 15 Thlr. 12 Gr. die ganze Einnahme ausmachten. Dessen schämten sich die Mitglieder der Großmannschen Truppe so sehr, daß sie einen Theil ihres Wochengehaltes beisteuerten, und dadurch die Summe von 70 Thlr. zusammen brachten, obgleich sie kaum den vierten Theil von der Gage der heutigen Schauspieler hatten.

Aus der guten alten Zeit. In einer Handschriftensammlung findet sich als Curiosum ein Brief der Amalie Schopenhauer unterzeichnet: „Ihre dreiste Feindin' (treueste Freundin) Friede-Brun dankt einem Dichter für die Widmung seiner Sonette und prophezeit ihm ein „begrenztes (betränktes) Haupt.“ Besonders komisch aber ist in orthographischer Beziehung eine Bemerkung, welche

Louise Brachmann in ihr „Koch- und Hausbuch“ eintrug: „probates Mittel für Talglichter. — Um diese in bester Qualität zu ziehen, muß man die Töchter (Dochter) recht wickeln.“ Da muß man wirklich an Kluck im Fiß der Handwerker glauben, der sagt: „Gott sieht uß Herz un nich is die Orthographie.“

Zur Geschichte des Bartes. Zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs hatte man unter Anderem folgende Benennungen für die verschiedenen Arten von Bärten: ein Zirkelbart, ein Schneckenbart, ein Jungfrauenbärtchen, ein Tellerbart, ein Spießbart, ein Maikäferbärtchen, ein Entenwadenbärtchen, ein Schmalbärtchen, ein Zuckerbärtchen, ein Tückenbart, ein spanischer Bart, ein italienischer Bart, ein Sonntagsbart, ein Dierbart, ein Püllbart, ein Spillbart, ein Drillbart, ein Schmutzbart, ein Truchbart u. s. w. Schon damals wurde es unter den Lions Mode, die langen Bärte zu stutzen und ihnen mehr Zierlichkeit zu geben, was bei denen, die an der alten Zeit hingen, viel Anstoß erregte. Sie nannten nun die neumodischen Stücker Bartstümmeler, Barträuber, Bartschinder, Bartschneider, Bartwacker, Bartfolterer, Bartwipper, Bartpeiniger, Bartabreiber, falsche Bartmünzer, Bartverderber, Bartnarren, Bartmörder u. s. w.

Wirkungen der Sumachrose. Der Louisanische Arzt Bressa erzählt uns einen Vorfall in seiner Praxis, der uns ersehen läßt, wie groß die Wirkungen der Sumachrose (*Rhus Toxicodendron*) auf manchen Organismus sei. „Ich behandelte einen Kaufmann, schreibt er, der ein Creole von etwas schwächerer Constitution war, eine überaus feine zarte Haut mit sehr reizbaren Nerven hatte, und jedesmal krank und mit einem Rothlauf behaftet wurde, wenn er auch nur auf eine entfernte Weise mit den Ausdünstungen jenes Giftbaumes, dem Andere ungeschert sich nähern dürfen, in Berührung kam. Nicht allein, daß er schon eine Viertelstunde weit die Existenz eines solchen Baumes in Leib und Seele (wie er sich ausdrückte) empfand, war es ihm auch unmöglich, sich demselben auf zwei- oder dreihundert Schritte zu nähern, widrigenfalls er in Betäubung und Ohnmacht gesunken wäre. Er verfiel in convulsivische Zuckungen, wenn Jemand auch nur einen Zweig desselben, offen oder versteckt, an ihm vorübertrug, wobei sich seine Haut am ganzen Körper schnell entzündete, und unter einem heftigen Jucken hoch anschwell. Er fühlte es an sich, wenn Personen von einer Gegend kamen, wo solche Pflanzen wuchsen, und wurde einmal schwer krank, da er einem Bekannten, der kurz zuvor eine Sumachrose in der Hand hatte, seine Hand

zum Grusse reichte. — Ich heilte endlich den Mann, versichert Bressa, indem ich ihm das Pulver von *Rhus grandiflora* eingab, welche ähnliche Wirkungen hervorbringt, wie *Rhus Toxicodendron*.“

Die Entstehung des Namens Charlatan. Vor alten Zeiten, als die Aerzte noch auf ihren Studierzimmern saßen, die Leiden ihrer preßhaften Mitbürger wogen, fühlten, und tieforschend in der Natur, den Hilfsmitteln gegen jene Leiden nachgrübelten, — fuhren sie noch nicht herum; ihre Wohnungen waren Lazarethe, aus denen sie sich nicht entfernten, oder, wenn sie es thaten, zu Fuß ausgingen. Damals trat zu Paris ein Genie von Arzt auf, der besser für sich zu rechnen, als zu arzen verstand. Er hieß Latan. Dieser schaffte sich einen kleinen, mit einem Pferde bespannten Wagen (Char) an, auf welchen er seine Arzeneien für alle mögliche Krankheiten gepackt hatte. So zog er nun durch die Straßen von Paris, um sich Kranke aufzusuchen, und seine Arzeneien, die er ausrief, an den rechten Mann zu bringen. Er war der erste fahrende Doctor, und das Umherfahren durch die Straßen machte ihn berühmt. Sobald er angerollt kam, rief man ihm jauchzend entgegen: „Voilà le char de Latan“ und daher entstand das abgekürzte „Charlatan“, welches in jenem barbarischen Zeitalter der Titel eines fahrenden Doctors war.

Briefkasten.

Herrn B. A. in Wien. Wir werden Ihre Wünsche erfüllen. Herrn J. G. in Berlin. Sie erhalten in den nächsten Tagen einen Brief. — Herrn N. H. in Posen. Wie b. D. Baltige, freundliche Antwort! — Herrn L. W. in Düsseldorf. Müßen danken! — Herrn W. W. in London. Es thut uns leid Ihr gef. Anerbieten ablehnen zu müssen.

An Fräulein Lina Schäfer als Mathilde.

(Eingefandt.)

In Liebe wolltest Du den Vater, Gatten einen,
Dem Lezten folgest Du, bis sein Geschick sich wandte,
Dem Vater, als der Gatte ihn verließ,
Du ein ist in Versöhnung sie am Abgrundrande.

Das zeigtest Du gleich einem holden Bilde,
Du schlüdest Dir ein Blatt zum Ruhmeskranz,
Wir aber geben Dir ihn ganz
Und riefen Dir den Lorbeer als Mathilde.

G. G.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Firze in Leipzig.